

Julia Belomlinskaja

## Apfel, Huhn und Puschkin

Roman. Aus dem Russischen und mit Anmerkungen versehen  
von Friederike Meltendorf

Matthes & Seitz Berlin

Den Armen Mädchen und Russischen Dichtern

## Dem guten Käufer!

*(Diese wunderbaren Worte standen einst in den Siebzigern auf kleinen Plastikflaschen mit vietnamesischer Sojasoße.)*

Guter Käufer, lieber Leser, nimm ohne Gram die Armut der Sprache und den primitiven Stil dieses Buches hin. Es handelt sich um angewandte Philosophie, umhüllt von den intimen Erlebnissen der Heldin wie Nüsse von Schokolade. Im Gegensatz zur abstrakten Philosophie kann man sie einfach nehmen und auf das eigene Leben anwenden. Sie wird dir helfen, einen neuen Blick auf dein eigenes Dasein zu werfen, und du wirst feststellen, dass, ungeachtet deines Geschlechts, Alters und sozialen Status, dein Leben gleichmäßig und angenehm dahinfließt. Du kannst dir sicher sein, dass alle Ereignisse, Namen und Orte, die in diesem Buch genannt werden, real sind und dass selbstverständlich jede Behauptung der Autorin eine Wahrheit in letzter Instanz darstellt, absolut und nicht teilbar. Denn das ist eine Eigenschaft der angewandten Philosophie, die nicht im stillen Kämmerlein verfasst, sondern erlebt wird, sei es in einem königlichen Palast oder in einem Hinterhof voller Essensreste. Auf der Mercer Street, auf der Großen Konjuschennaja, auf der Rue Pigalle . . .

Zu wissen, dass in New York, Sankt Petersburg und Paris die Pritschen in der Untersuchungshaft genau gleich breit sind, führt zu besonderen philosophischen Betrachtungen über die Einheit der Welt und die Brüderlichkeit unter den Menschen. Erwerben kann man ein solches Wissen allerdings nur mit dem eigenen Rücken. Doch ich verschone dich, guter Käufer, es ist nicht nötig, dass du höchstpersönlich wie ein Nomade durch die Betten der Welt ziehst oder Gefängnisse von innen kennen lernst, denn ich werde voll Freude meinen reichen Erfahrungsschatz mit dir teilen.

Ich möchte denen danken, die sich von meiner Jugend nicht haben beirren lassen und mir die Möglichkeit gaben, der Welt mein tiefes Wissen über das Leben und mein richtiges Verständnis der Wirklichkeit nahe zu bringen, das ich in Vollkommenheit erwarb, da ich als einsames kleines weißes Segel im Nebel des grausamen Lebensmeeres schwamm.

Das Arme Mädchen Julia Belomlinskaja

. . . Wie Wolke oder Apfel,  
Nachrichten und Bart, Amerika ist  
nicht für lange, nicht bis zum  
Jüngsten Tag.

*Wolodja Druk*

. . . Hübsche Mädchen werden aus  
euren Töchtern  
Und Dichter aus euren Söhnen ...

*Marina Zwetajewa*

## ÜBER SCHWIMMENDE UND REISENDE

Ich ging zwei Mal in der Woche zu ihm. Wir rauchten etwas, ohne konnte er schon lange nicht mehr Liebe machen, dann gingen wir ins Bett, und das war erstaunlich gut: Ich fühlte, dass Petersburg in mir war, all seine Türme und Turmspitzen, die goldene Nadel der Admiralität, all seine Steine und die wilden Pferde der Annitschkow Brücke am Newskij, all seine Tauben (ihre Stimmen sind wirklich so: halb Krächzen, halb Stöhnen) und alle Torbögen.

Denn Jarmola, ja Jarmola ist einer von uns, er riecht nach Piter, meinem Petersburg: nach Sumpf, Stint und Schimmel, wie könnte man den nicht lieben?

Wenn er mit mir ist, ist es, als ob ich wieder zu Hause wäre. Hier braucht man viele dieser Als obs.

Das ist meine Arbeit: Ein kleines Atelier an der Ecke 8. und 30. Straße; außer der Chefin, einer jungen Amerikanerin, sind dort Ira, ich und vier Georgier, die vor dem Bürgerkrieg geflohen sind, Bruder und Schwester und noch mal Bruder und Schwester, alle von der Kunstakademie in Tbilissi.

Ira kommt von der Kunsthochschule Mucha in Petersburg und war schon dort meine beste Freundin (ich habe sie hierher nach New York gezerrt), ich selber habe Bühnenbild am Theaterinstitut studiert. Wir alle nennen uns stolz Textilkunst-Designer und entwerfen vorwiegend abstrakte Muster für teure Herrenoberhemden. Das ist eine leichte und angenehme Arbeit, Ira und mir scheint es, als ob wir in einem Atelier des Mucha seien oder im Theaterinstitut oder in der Akademie: Sechs Tische, ein Diwan, ein Kaktus, eine Kaffeemaschine, freitags trinken wir, und die Georgier singen. Die Chefin hat uns allen Schlüssel gegeben, wir arbeiten, wann wir wollen, sie allerdings von 9 bis 5 – in dieser Zeit arbeiten die Auftraggeber.

Doch zu einer Freundschaft mit den Georgiern kommt es nicht – sie sind zu sehr drin in dieser neuen Welt, reden die ganze Zeit über Geld oder darüber, was sie Neues im Fernsehen gesehen haben. Und über Essen natürlich, das ist ein Muss. Die Chefin ist mit ihnen befreundet und gibt ihnen fast alle Arbeit, wir bekommen den Rest. Aber irgendwie kommen wir über die Runden.

Ira und ich sprechen wie früher nur über Liebe und über Bücher, die Bücher bekommen wir per Post (wie es sich für höhere Töchter aus der Provinz gehörte, damals im alten Russland, im einstigen,

vorrevolutionären), wir bestellen sie zusammen und lesen sie nacheinander. Als ob wir zu Hause wären, auf der Petrograder Seite. Ich in der Oranienbaumskaja, sie um die Ecke in der Gatschinskaja. Morgens wachten wir auf und telefonierten: Bei wem wollen wir Kaffee trinken? Das Glück des nicht-normierten Arbeitstags ...

Sie hatte mich auch zum Flugzeug gebracht. Alles Mögliche hätte ich vermutet, als ich ›für immer‹ nach Amerika ging, aber nicht, dass diese verrückte Kaffeetrinkerei weitergehen würde, hier, in New York. Ein Jahr später schrieb ich ihr einen Brief, nach dem ersten Putsch brachte sie ihn mit und las mir diese Zeilen vor: »... Hau dort ab, hau so schnell wie möglich ab! Nicht dich, Aljoscha musst du von dort wegbringen – er ist zu gut, der Junge. Du weißt doch, wie es bei uns ist, die bauen Scheiß, vielleicht gar nicht so schlimm, vielleicht kommen sogar nur fünf Jungs um, aber das werden die besten sein, genau solche wie deiner, weil solche vor die Panzer springen, fürs Vaterland, als erste – immer. Auch deiner wird davor springen. Schaff ihn raus!«

Nun, ich hab mich bei meiner Prophezeiung um zwei Jungs verschätzt. Einer von ihnen wurde direkt auf meinen Rat hin weggeschafft – Ira nahm ihren Sohn, warf ihn bei entfernten Verwandten in Deutschland ab (sie stammt aus einer deutschen Uhrmacherfamilie in Petersburg) und kam dann hierher, weiß der Himmel wegen was für einem Schwanz, Ira, die schönste Muschi vom Mucha, kleiner Scherz, aber im Grunde war zu Beginn meiner Erzählung schon klar, warum. Da war am Horizont bereits ein Jude aus Czernowicz aufgetaucht: Emil Ludmer (Ira nannte ihn der Einfachheit halber Schurik), der das Petersburger Konservatorium durchlaufen hatte, Klavierklasse, Israel, Belgien (wo er Grund und Boden kaufte, Vasall des belgischen Königs wurde und ohne größere Umstände die belgische Staatsbürgerschaft bekam), Paris (wo er im Schloss eines Grafen lebte und als Pianist mit einem Schiffchen die Seine auf und ab fuhr) und schließlich New York (sein unruhiger Geist beförderte ihn aus Paris in eine kleine Armenwohnung auf der East-Side; die ist ein Juwel, sage ich euch). Sein zweites Juwel war der Traum jedes Provinzjuden: eine schöne Schickse, also Ira. Ira war damit untergebracht, ich noch nicht so ganz.

Jarmola liebte mich irgendwie nicht. Das heißt, er liebte mich physisch, in gesunden physiologischen Abständen von drei, vier Tagen, aber seine Seele ging eindeutig nicht mit mir ins Bett. Das war in allem spürbar: Er bot mir keine Suppe an (er war sowieso ein bisschen geizig wie viele alte Junggesellen, und wenn er den Damen den Hof machte, drückte sich das eben nicht in Restaurantbesuchen aus, sondern darin, dass er ihnen Pilzsuppe kochte; meine Vorgängerinnen erzählten, die Suppe sei voll Sand und ungesalzen gewesen, aber mir bot er nicht einmal die an). Wenn er eingeladen war, nahm er mich nicht mit, er mochte es nicht mal, wenn ich über Nacht blieb. Trotzdem blieb ich manchmal, saß dann auf dem Badezimmerfußboden und schrieb dort an einem Gedichtzyklus über zwei Petersburger Drogenstüchtige, die im Armenhotel Washington-Jefferson wohnen. Das Poem hieß Seemannsherz und handelte von meiner Liebe zu Jarmola, das heißt von meiner Sehnsucht nach der Heimat, über die ich nicht direkt sprechen konnte, da wir alle selbst die Heimat für uns abgeschafft hatten und, scheiße noch mal, was nun? Die aus Jarmolas Welle, die konnten sich noch sehnen, die waren aus dem Land vertrieben worden vom bösen KGB, aber wir, wir waren quasi aus Angst vor seiner Abwesenheit weggegangen.

Also musste man jetzt so tun, als ob all das normal, gut und richtig sei.

Als ob bei uns zu Hause nicht noch eine kleine Revolution stattgefunden hätte und jetzt gerade kein harmloser Bürgerkrieg laufen würde, nein, wir lieben einfach die Freiheit und die Demokratie, oder wir lieben die amerikanische Kultur und Sprache so sehr, oder wir lieben eben das Reisen, ja, lustig durch die Welt ziehen und fremde Länder sehen ... Auch damals, zur Zeit des Tauwetters, waren viele russische Kulturschaffende zu ausgelassenen Reiseliebhabern geworden, zu Touri-Toura-Touristen. In Vorworten von Büchern aus den 60ern steht gerne so etwas wie: »... 1922 übersiedelte Bachtin mit seiner Familie nach Saransk ...« nach dem Motto, er hatte es satt in Moskau-Petersburg, es zog ihn nach Saransk, in die tiefe Provinz ... Das letzte Mal begegnete mir dieser Stil bei Vanja Tolstoj im Vorwort zu Nabokow: »Der unermüdliche Reisende Nabokow verließ aus unbekanntem Grund Mitte der Dreißiger Berlin und Ende der Dreißiger Paris« – warum tat er das? Andere lebten ruhig, Bunin und so weiter, aber dieser Grashüpfer, sieh mal an, hüpf und hüpf. Das schrieb Vanja in altgewohnter Sowjetmanier in schon freien Zeiten und wollte auf diese Weise das unangenehme Wort ›Jude‹ umgehen, beziehungsweise im Fall Nabokows das völlig unliterarische Wort ›Jüdin‹, warum denn darüber schreiben, das ist doch Terrain der Antisemiten, diese schmutzigen Verleumdungen, dass sich Jüdinnen immer russische Genies greifen. Vanja ist ein sauberer Mensch, und wisst ihr, selbst wenn ›die Löffel wieder aufgetaucht sind, ein unangenehmer Nachgeschmack bleibt‹ – solche Worte sind unnötig, die machen nur nervös, und sei es drum, lieber fährt Nabokow lustig herum, reist von Ort zu Ort wie Bachtin und die anderen ...

Jetzt hier mussten wir in eigener Sache Vanja werden und eine Blende im Kopf einbauen. Ja, wir reisen durch Österreich und Italien, ja, mit Omas und Kindern, ja und? Omas und Kinder möchten auch die Welt sehen. Und diese Koffer, Kopfkissen, Seifenvorräte für ein paar Jahre, Fotoalben (die Bücher sind zum Glück nicht zu sehen – die kommen per Schiff), ja und? Wir lieben russische Kopfkissen und nehmen sie überallhin mit. Und dann, als wir dort waren, war das Wichtigste, schnell wieder eine komplette lichte Zukunft zu erbauen. Dazu musste man eine ganz bestimmte Garnitur von Errungenschaften vorweisen können.

Eine Wohnung – jeder zeigt jedem seine Wohnung.

Möbel – »Hast du dir in Brooklyn eine orthopädische Matratze abgeholt?« »Nein, was soll ich damit?« »Alle bekommen eine. Sie steht uns zu.«

Arbeit – sehr wichtig, ob in Manhattan oder nicht. Im heimatlichen Queens läuft mir ein Koreaner nach und macht mich an: »Ich lebe hier, aber arbeiten tu ich in Manhattan!«

Ein Auto – wenn du eine Familie hast, klar. Alleinstehende brauchen unbedingt Haustiere namens ›Boyfriend‹ oder ›Girlfriend‹. Wie die Kuh die Milch, tragen sie einen wichtigen Bestandteil des amerikanischen Traums in einen neuen Haushalt: Sex.

»Hast du einen Boyfriend? Warum schaffst du es denn nicht, dir einen anzuschaffen?« »Ich schaffs nicht.«

Liebe – das ist doch kein Pferd, keine Kuh, keine Ziege oder Katze; sie ist eine Wanze, Laus oder Kakerlake, man schafft sie sich nicht an, sie schafft es selbst zu dir! (Wenn es der Hygienestatus der Seele erlaubt ...)

»Wo ist dein Boyfriend, Julia?« (Das ist jetzt schon Mama.)

»Stell dir vor, anfangs hat sie bei meinen Bekannten rumgefragt, ob ich vielleicht lesbisch sei, und gestern hat sie gesagt, dass sie drei Riesen für mich gesammelt hat für eine Nasenoperation. Vielleicht sollte ich es

tun?«

»Bist du von Sinnen? Schau dir meine Nase an!« Ira fasst sich an die Nase, Amerikaner glauben ihr nicht, dass sie die von Geburt an hat, genau so eine wurde den gesamten Jackson Five verpasst, und jetzt trägt ganz Hollywood solche Nasen – Ira findet das fast beleidigend.

»Und wie steht es mit meinem Privatleben? Hier mit dieser meiner Nase? Schurik! Mit fünfundvierzig. Nicht unsere Nase stört. Das hier stört, das hier!« Ira klopft sich mit dem Finger auf ihre wunderschön geformte Stirn. »Das Hirn stört! Das mögen sie nicht. Sie wollen, dass man es ihnen besorgt und zuhört. Es ihnen besorgen und zuhören! Und du bist keine, die es ihnen besorgt und zuhört! Das ist dir zu langweilig. Ich verstehe das sehr gut, aber was hat die Nase damit zu tun? Denkst du, mit einer schönen Nase liebt dich plötzlich ein kluger Mann, sehr interessant, und mich, so eine Schönheit, hat sich bis 40 niemand ausgesucht? Kluge Männer lieben Idiotinnen, gern auch unterwürfige. Außerdem hast du auch noch Charakter. Du weißt selbst ...«

Kein Boyfriend, alle meiden mich, nirgendwohin werde ich eingeladen, unbemerkt beginnt mein Ruf als Großstadtirre. Ein Boyfriend hätte mich wenigstens beschützt, aber so – niemand!

Zunächst hatte ich in Amerika alles richtig gemacht (nach dem ersten Jahr, wo ich im Keller für Chefs aus Lwow antikes Porzellan restauriert hatte: »Tolja, sag der da, sie soll mir von der Salat-Bar an der Ecke ein bisschen Reis, Möhren und ein Hühnchen bringen ...«). Am Ende dieses Jahres hatte ich meine Mappe fertig und fand beinahe in meinem Bereich Arbeit, zumindest zeichnete ich mit Pinseln auf Papier, in einer echten amerikanischen Firma, und sehr bald tat ich auch etwas vollkommen Vernünftiges – ich heiratete. Einen echten Amerikaner, einen russischen Grafen Rjurikowitsch, Slawistikprofessor und Bachtinforscher. Das war der Höhepunkt meines amerikanischen Lebens, klar. Und alle waren stolz auf mich, meine Freunde, meine Eltern.

Danach begann der Abstieg: Auf der Arbeit bemerkten sie, dass ich doppelt so schnell wie die anderen arbeite, und so entließ die Chefin hurtig das Mädels, das neben mir saß, und gab mir jeden Tag das doppelte Pensum, und ich freute mich sogar, denn ich liebte diese Arbeit. Nach fünf Monaten versagten meine Augen, ich begann zu schielen, und das machte mir Angst, ich bin doch Künstlerin und verdiene damit mein Geld.

Ich nahm meine Tochter Polina und zog zu meinem Mann an den amerikanischen Arsch der Welt, Mid West Indiana. Dort ist seine Uni. Drei Jahre hab ich da gelebt. Im Sommer war es toll: Wir fuhren zu dem berühmten Russisch-Institut in Norwich, Polina sang im Pokrowskij-Ensemble und ich spazierte durch die Alleen im Park mit diversen Genies der russischen Kultur, die kamen, um dort die Sommerferien zu verbringen.

Dann packte ich es und ließ mich scheiden. Ich hatte meinen ewigen Petersburger Schatz Gaston in Lackstiefeln getroffen – ein über beide Ohren verheirateter Mann. Auch er war nach Amerika gekommen. In Petersburg hatte ich mich seinetwegen das erste Mal scheiden lassen, hier nun zum zweiten Mal. Schon klar – verhängnisvolle Liebe heißt das, und ich werde diese Seelenkrankheit nicht zum 101. Mal beschreiben. Also ließ ich mich scheiden. Er kam nicht zu mir zurück, ich aber kam zurück nach New York. Und fand Arbeit. Wie soll ich einen Boyfriend finden, zum Teufel noch mal, wenn ich jede Nacht im Traum meinen herzallerliebsten Gaston sehe. Und dazu die Stadt Petersburg, wo wir mal wieder in einer weißen Nacht über die Brücke gehen. Dabei habe ich übrigens folgende Regel aufgestellt: Wenn du

betrunken bist, erst Mal nichts wie rüber auf unsere Seite der Brücke, dort kannst du rumhuren, so viel die Seele will, wenn du willst, sing Lieder, wenn du willst, leg dich im Kanal schlafen ...

Ich lebte auf der Petrograder Seite – meine Welt war absolut rund und glücklich. Sie bestand aus Äpfeln, Hühnern und Puschkin. Kennt ihr noch dieses Kinderspiel? Zuerst schreibst du auf einen Zettel drei Worte: Apfel – Huhn – Puschkin

Danach versteckst du den Zettel, gehst zu irgendjemandem und fragst: »Sag schnell ein Obst, ein Geflügel und einen Dichter!« Die meisten sagen: Apfel, Huhn, Puschkin! Dann zeigst du begeistert deinen Zettel und der erstaunte Mensch sagt: »Oh, woher wusstest du denn das?« Ich bin jedenfalls ganz sicher eine, die immer genau diese drei Worte sagen würde. Aus denen bestand nämlich meine Welt.

Mit Apfel und Hühnchen fütterte ich Polina, als sie klein war. Die Äpfel waren grün-gesund, die Hühnchen blau, weil ohne Anstehen für einen Rubel siebzig gekauft. Mit dem Aufschrei »Du bist keine Mutter, du bist eine Faschistin« öffneten meine Eltern manchmal meinen Kühlschrank und warfen ... ein Hühnchen rein! Allerdings ein rosanes aus dem Feinkostgeschäft für drei achtzig. So lebten wir ...

Das wichtigste war – Puschkin. Puschkin war unser Ein und Alles. Niemand glaubte an Gott, an die Sowjetmacht, an Russland, aber an Puschkin glaubten alle und immer. Er schwebte am Himmel als Sonne der russischen Poesie, und Licht schien durch ein kleines Loch links in der Brust. Auch bei Majakowski schien es durch und bei Lermontow, und unten baumelten an ihren Stricklein Marina Zwetajewa und Sergej Jessenin – die goldenen Köpfe der Poesie, wie Weihnachtsbaumschmuck, und alle anderen saßen drum herum; der jüngste war der Barde Baschlatschow, wahrscheinlich schickten sie den los, um himmlischen Wodka zu holen und gaben ihm die geflügelten Sandalen von Hermes, damit es sich leichter aus dem Fenster flöge ...

Mit ihnen brauchte man sich nicht zu fürchten. Auch nicht um Polina: Dank Äpfeln und Hühnchen überlebte ihr Körper und dank Puschkin & Co die Seele. Später kam es jedoch, wie es im Geschichtsbuch so schön heißt, zur unblutigen reformistischen Revolution. Zuerst geriet der Apfel ins Wanken. Ich erinnere mich noch an mein erstes Schlängestehen, im Sommer auf der Petrograder Seite, ich stand ungefähr zweieinhalb Stunden nach Äpfeln an. Da bekam ich Angst und begann, mit allen zusammen auf den Bürgerkrieg zu warten.

Wir marschierten dann schnurstracks auf den Bürgerkrieg zu, und da geriet mein Puschkin ins Wanken. Er hörte irgendwie auf, mir zu gehören, es war eher, als hätte ich ihn für einige Zeit geliehen. Sie gehörten mir alle nicht mehr: Zwetajewa und Jessenin, mir blieb nur Mandelstam und, warum auch immer, Fanja Kaplan.

Kurz, wir marschierten schnurstracks auf etwas zu und es kam die Zeit, sich diesem Mist zu stellen. Oder sich zu verleugnen, aber das erlaubten die Gene nicht.

Großvater war mit dreizehn aus Pargolowa in die Handelsflotte des Zaren geflohen, und sein Bruder, Großonkel Naum, trug die Revolution ins Haus des eigenen Vaters, eines Polsterers, Schönlings und Liebhabers einer Baroness (so geht die Familiensage). Großonkel Naum habe ich nie getroffen – er war nicht beliebt, er hatte nicht gesessen, war auf einer Liste mit der Krupskaja gelandet, Stalin hat diese Liste nicht unterschrieben und danach wurde niemand von ihnen je wieder belästigt. Im Krieg ging Onkel Naum freiwillig als Politkommissar an die Front. Seine vierte Frau Klawa war Krankenschwester und zog ihn verletzt aus einem Bombentrichter. Er war bei Angriffen immer in vorderster Linie.

»Den Politkommissaren aus euren Reihen haben beim Angriff die eigenen Leute in den Rücken geschossen.« Wohl wahr, wohl wahr ... Aber damit dir beim Angriff die eigenen Leute in den Rücken schießen können, musst du zumindest vorneweg gerannt sein, als Erster aus dem Schützengraben ans Maschinengewehr – fürs Vaterland. Fürs Vaterland, das sie 1917 im Bürgerkrieg mit Waffen in der Hand den vorrevolutionären Russen entrissen haben.

Auch später, nach dem endlosen Durchkämmen dieser Stadt mit einem blutigen Kamm (die letzten echten Petersburger sind in der Blockade restlos ausgestorben, für sie, die unwichtigen Leute gab es keine Lebensmittelrationen und keine Evakuierung), überlebten meine Leute wieder besser.

Von all diesen Gatschinaer Apothekern und Pargolowaer Polsterern (das sind alles armselige stolypinsche Ortschaften mit Barackensiedlungen) bin ich übrig geblieben, als einzige Nachfahrin. Also habe ich beschlossen, dass ich Stellung beziehen muss. Doch welche Stellung ich beziehen soll, weiß ich nicht.

Großvater ist 1947 abgehauen. Von der Abendzeitung in Leningrad nach Murmansk, als Steuermann in die Heringfangflotte, und schuftete dort bis 1953 auf einem Eisbrecher, aber er bekam Geld und wusste, dass seine Kinder nicht in einem Heim, sondern daheim in der Mochowaja sind. Er war schon lang nicht mehr auf See gewesen, seit 1924: »Die Partei gab mir die Feder in die Hand!« Im Krieg hatte er wieder als Berichtersteller überall mit vollem Einsatz gekämpft und war mit einer Marinelandungstruppe direkt auf Malaja Zemlja am Schwarzen Meer gelandet. Woran er in der Folge auch starb, allerdings erst im Alter von 74 Jahren.

Das kam so: Mit 72 wurde er in der Wasserscooter-Mannschaft von Piter der Kapitän des Rettungsboots, die Scooter kippen bei den Rennen ständig um und dann muss man sie herausfischen. Kurz, sie fuhren zu einem Wettrennen nach Stalingrad und mein Großvater traf dort einen Seemann wieder, der damals auch in dieser Landungstruppe war. Sie setzten sich hin und fingen an zu trinken und tranken zehn Tage. Dann kam er nach Hause, glücklich – unsere Mannschaft hat alle besiegt. Am nächsten Tag ging er morgens die Zeitung holen, traf einen Nachbarn, der erzählte ihm einen Witz, Opa ging heim, erzählte den Witz der Oma, lachte los und starb. Augenblicklich. Es ist nicht garantiert, dass Heiligen ein solcher Tod gesandt wird, ihnen kann auch ein sehr qualvoller zuteil werden, aber ich bin überzeugt, dass so einer nur einer reinen Seele gegeben wird.

Für mich ist er bis heute das Ideal von einem Mann, mein dürrer, einem Adler ähnelnder revolutionärer Großvater. Ich wusste, dass ich um seinetwillen Stellung beziehen musste, wusste nur nicht, wie.

Überhaupt brachte mich dieser neue Bürgerkrieg, der da so ernsthaft näher gerückt war, durcheinander. Die Beteiligten liebten einander nicht, aber mich hatten sie doch alle geliebt, einer nach dem andern, und ich sie im Gegenzug auch, einen nach dem andern, ohne einen Unterschied zu machen zwischen Wir und nicht Wir, und auf alle erdenklichen Arten, vom Briefroman bis zur Fellatio, von der lichten Bruderliebe bis zu Orgien. Ich habe es hingekriegt, mich bis dreißig fast ausschließlich mit Liebe zu beschäftigen, alles andere (Filme, Theater, Bilder, Lieder...) lief nebenher und war Schlacke der eigentlichen Liebesproduktion.

In erster Linie liebte ich (wie eine echte Heldin echter antisemitischer Prosa) Genies der russischen Kultur. Und nahm sie in Gefangenschaft. Sie mich übrigens auch. Wenn die Liebe unkörperliche Form annahm, kam es zu einem Austausch der Gefangenen. Ein wenig liebte ich auch

die Juden aus dem Schtetl, wegen der inneren Verbundenheit und der blauen Augen, zuweilen Tataren aus Kasan, sibirische Letten, russifizierte Ukrainer, na, und Donkosaken selbstverständlich.

Das umfasste in meiner runden Welt die Rus, das einzige Russland, das ich jemals geliebt habe, als Vermächtnis meines Großvaters, der 1917 mit der Waffe in der Hand ... Rus, du mein Beuterussland.

Am seltensten fiel meine Liebe auf Adelige oder Pitersche jüdische Intellektuelle: Die waren für mich keine Männer, sondern kleine Jungs – untereinander befreundet sein, das konnten sie, und auch ich war mit ihnen befreundet, aber verlieben konnte ich mich nicht in sie, auf ihnen allen steht gleichermaßen der Stempel des Verfalls: Talent, Schwäche und Verträumtheit. Darin sind sie sich ähnlich, die russischen Fürsten und die Nachfahren der alten weisen Juden, ich aber bin eine echte Promenadenmischung: bodenständig, bäurisch, primitiv. Wenn ich mit so einem ins Bett gehe, erdrückt meine grobe Seele seine ach so zarte. Kurz, alle wollten immer ausgerechnet mit mir über dieses Thema reden. Auch Roma Smirnow schrie ausgerechnet mich an: »Ich bin Russe! Erklär mir bitte, warum ich in einem russischen Theater beim Juden Dodin arbeiten muss?«

Roma war schön, ein halber Zigeuner, sang wunderbar und arbeitete als Regisseur. Im Theater. Beim Juden Dodin. Der hatte den armen Roma zu sich ins Theater gelockt und quälte ihn nun. Mit dem Probenprozess. Der Jude Dodin hatte sich geirrt und Roma für den Zarensohn Iwan gehalten, das heißt für einen Menschen, der harte Arbeit, Geduld und Scharfsinn mitbringt. Doch Roma ist ein klassischer Emelja, und der möchte faul auf dem Ofen liegen und alles schnell erledigt haben. Mit Emotion, Talent und Charme. Manchmal ist auch noch Kühnheit im Spiel.

Roma und ich jedenfalls gingen in den Westen und dort wurde ich Russin: Dort geben sie dir Geld dafür, dass du Jude bist, bis zu einem Jahr, bei mir hörten sie aber nach drei Monaten auf, weil ich sagte, dass ich meinen Gott noch nicht gefunden und noch nicht entschieden hätte, wohin ich gehen wolle – in die Synagoge oder in die orthodoxe Kirche, in diesem Alter, mit dreißig, könne man doch noch ein wenig nachdenken. Der für mich Verantwortliche war ein Chasside und strich Polina und mir unmittelbar danach die Gelder. Gott sei Dank war ich da schon bei den Chefs aus Lwow. Und ich bin noch lange Zeit nirgendwo hingegangen, rund fünf Jahre, ging dann aber doch in eine russische Kirche, in eine ganz kleine, wo alle Künstler, Dichter, Konvertiten und sonstiges Gesindel hingehet und man im Kreuzgang tuschelt wie auf dem Dorf (oder in der Synagoge): »Ach, sieh mal an, Mascha ist da, mit einem Kerl ist sie hier, und ein neues Kopftuch hat sie ...«

Ich habe dort in Amerika aber auch folgendes gesehen: Russische Frauen, die hier in Russland mit Juden angebandelt und zunächst einmal alles auf sich genommen hatten, was dazu gehörte, um in den Westen zu gehen – Kündigung, Ablehnung des Ausreiseantrags, Schikanen beim Einwohneramt usw., und dann, als sie dort in New York bei der jüdischen Hilfsorganisation Hias ihr orthodoxes Kreuz zeigten, sagten sie tschüss, Naamat, mit all deinem Geld, deinen kostenlosen Kursen und orthopädischen Matratzen, denn sie bekamen zu hören: »Wir haben hier nur etwas für Juden, Sie müssen dann zum Tolstoj Fonds, dort gibt es zwar kein Geld, aber vielleicht manchmal einen Schrank oder einen Hocker.« Und so gingen sie Fußböden schrubben, während die anderen zu Englischkursen gingen. Dazu nur ein Kommentar: Auch sie haben es in Amerika schließlich geschafft. Geld, Liebe, Kinder. Gott hat auch sie

auserwählt.

Roma hat ein Jahr Ausland gespielt und ist zurückgegangen.

Ich aber, du Arsch, habe dreizehn Jahre in Amerika gelebt und mit mir ist alles passiert, was passiert ist. Jetzt bin ich auch wieder hier und wir spazieren friedlich den Gribojedow Kanal entlang, wir haben uns wohl nacheinander geseht. Was bleibt da zu sagen?

Und wenn du namenloser Vagabund zwei Völker wunderbar betrügen konntest, so solltest du nun wenigstens deines Betrugens würdig sein.

Ich werde selten gefragt, warum ich weggefahren bin. Die meisten fragen, warum ich zurückgekommen bin. »Bist du von allen guten Geistern verlassen? Nach Piter? Gut, nach Moskau, klar, aber warum hierher, in den Sumpf!« »Warum, warum? Ich leb halt hier!«

Puschkin fiel und der Apfel fiel. Blieb nur noch das Huhn, das verdächtig einem Flugzeug ähnelt. So sind wir losgeflogen. Jetzt nach dreizehn Jahren weiß ich, wie ich wem gegenüber Stellung beziehen soll. Dafür musste ich erst drei Jahre neben der größten russischen Bibliothek Amerikas leben, wo es alles von vor der Revolution gab, die gesamte Exilliteratur. Dort hörte ich wieder und wieder die Stimmen der Toten auf dem zwischen den Fingern zerfallenden gelben Papier.

Warum suchen Männer die Antworten auf alle Fragen in der Philosophie?

Warum sind sie sich so sicher, dass Foucault, Heidegger, Buddha oder eine Gesetzsammlung der Jin-Dynastie ihnen hilft zu begreifen, was 1918 im Dorf Kummerowo oder in Nischnyj Klagorod passiert ist?

Nein, helfen tun nur die Stimmen aus der Erde, eben dieser Erde, und die gibt es, und zwar in riesiger Menge.

Ich lebte damals als nicht berufstätige Gattin eines Slawistik-Professors in Mid-West Indiana, in der tiefsten amerikanischen Provinz, 15 Meilen von Martinsville, dem Zentrum des Ku Klux Klan. Und das mit meiner nicht-arischen Physiognomie! Super Plan!

Dort ist das Amerika aus den Stücken von Sam Shepard, ihrem Tschechow. Dort sind Farmen, wo nicht nur Väter ihre Töchter ficken, sondern auch Mamas ihre Söhne, weil im Umkreis vieler Meilen niemand ist, vielleicht kommt zuweilen noch der Pastor vorbei, dann wird auch er gefickt. Die Kinder bzw. Enkel werden dann erwürgt und auf dem Hinterhof vergraben. Rundum – Elend. Der White Trash. In der Bar polieren sie dir die Fresse, wenn du schwarze Augen und Haare hast, nicht weil du Jude bist (nein, die, die mit den zwei Köpfen und zwölf Fingern, die dem Volk alles Gold abgenommen haben, die leben ja im schlimmen New York City, wo wir nie waren und wo wir sogar Angst haben, drüber hinwegzufliegen). Nein, hier prügeln sie dich windelweich, weil du ein naher Feind bist, ein echter katholischer Italo. Alle wohnen in Wohnwagen und tragen karierte Flanellhemden. Das ist Shepard. Nach Indiana ist dir klar, dass die aus dem New Yorker Black Trash alle ganz friedliche Häschen sind.

Und dann gibt es da noch Texas und die dortigen Kosaken. (Abgelegene Gehöfte, böse Hunde, die Wassereimer werden an rostigen Ketten hochgezogen. Hass jedem gegenüber, der auch nur den kleinsten Akzent hat – sei es auch nur der Akzent des Nachbarstaats.) Aber das geht offensichtlich auch ohne Gehöft und ohne Hund. Einmal habe ich mich mit meinem Mann in einem kleinen texanischen Städtchen verfahren, wir hielten vor einem Haus und wollten uns nach dem Weg erkundigen, als der Onkel mit seinem Gewehr rausgerannt kam und mit dem Verschuß schnappte. Zum Glück habe ich sofort reagiert, ich kurbelte in Lichtgeschwindigkeit das Fenster hoch und schrie los wie aufgeschlitzt: »Gib Gas!«

Sie sind dort stolz: »Amerika – das sind wir!« Und völlig zu Recht. Harte Knochen, wie unsere Kosaken. Ja, diese wie jene haben Grund zum Stolz. Aber Stolz ist die Schwester des Hochmuts und Hochmut verurteilt der Gott der Christen, zu dem die einen wie die anderen beten. Jene größte russische Bibliothek Amerikas befindet sich in der Universitätsstadt Bloomington. Ich wohnte 10 Minuten zu Fuß von ihr entfernt. Wahrscheinlich habe ich deswegen auch nicht gelernt, Auto zu fahren. Zum Supermarkt ging ich mit meiner Tochter zu Fuß. Irgendwann begann sie, je zwei Plastiktüten zusammenzubinden und sie sich über die Schulter zu hängen, eine, wie sich später herausstellte, alte, auf dem Land übliche Tragetechnik, und woanders hin mußte ich in dieser Stadt nicht, nur in die Bibliothek. Dort ist es – das Wissen, die Antworten auf alle Fragen, die Stimmen von unter der Erde, meiner russischen Erde, sie waren ganz in der Nähe: Du gehst aus dem Haus und 10 Minuten später hörst du schon den ersten Schrei, das erste Stöhnen. Jetzt sind alle tot, die Sieger und die Besiegten, und wir sehen aus der Ferne nur Blut, Liebe überhaupt nicht. Aber unter der Erde wird über die Liebe nicht weniger gesprochen als übers Blut. Ich las nicht nur das Rote Rad von Solschenizyn, das dadurch traurige Berühmtheit erlangt hatte, dass es niemand bewältigte (und stärkte meinen Ruf als Großstadtirre noch, indem ich unterstrich, dass das ein wunderbares Buch ist, über die Liebe), sondern ich las auch alle Quellen, die der Autor verwendet hat. Das ganze Stöhnen aus den Gräbern beeindruckt, aber es nimmt einem auch jede Sentimentalität: Man beweint niemanden mehr. Durch allzu großes Wissen verliert man die Fähigkeit, kleine Tränen zu sehen, alles wird plötzlich zu einem riesigen Mosaik, das jemand vorsätzlich nach einer genauen Skizze zusammensetzt. Durch meine hochwissenschaftlichen Studien tauchte ich vollständig in die Idee dieses Mosaiks ein und stelle mich jetzt jedem gegenüber diesem ganzen Mist, der Zeit zum Zuhören findet, und sei es nur eine halbe Stunde. Die Menschen aber wurden in meinem Bewusstsein im Endeffekt zu bunten Mosaiksteinchen, wie kann ich sie da jetzt noch bemitleiden? Mitleid kann ich also nur noch den mir nahen Menschen gegenüber empfinden und denen, die zufällig oder unerwartet in meiner Nähe auftauchen, von Nahem kann man gut sehen, dass es keine Mosaiksteinchen sind, sondern dass das Gegenüber ein Human Being oder eine Human Bean, eine menschliche Bohne ist. Mit einem Wort, als ich merkte, dass meine Heimat eine Beute ist und die Sprache auch und ich selbst einem Stamm wilder Eroberer angehöre, beschloss ich, das großväterliche Tun fortzusetzen. Amerika zu erobern war aber nicht interessant, weil es mit allem einverstanden ist, man muss es nicht aufs Kreuz legen, es liegt dir einfach so zu Füßen. Zumindest bin ich für Amerika viel zu spät dran. Die wichtigste Eroberung – das Gelobte Land – ist immer noch Russland, und es stieß mir bitter auf, dass es das in Amerika nicht gab. So beschloss ich damals, es aus Worten entstehen zu lassen, aus dem Nichts, wie das so ist mit der Zauberei. Kurz, so kam es, dass auch ich aus dem Schützengraben klettern musste, um eine Art metaphysischen Angriff zu starten: Und dieses Mal landeten die Patronen erbarmungslos in meinem Rücken. Im Endeffekt wurden aus diesen metaphysischen Patronen physische Eimer, gefüllt mit meinem Blut, ich glaube ungefähr drei Eimer kamen zusammen, vielleicht sogar mehr als in zwei Kriegen aus meinen Großvätern floss.

## DIE LAMPE

Aber das war alles später, in diesem Moment schien mir, ich sei glücklich; mein makellooses Emigrantenhäuschen war neu gebaut und eingerichtet:

Ich bin eine Designerin im schwarzen Mantel, wie aus einer Fernsehserie, meine Tochter geht auf eine Kunstschule, um Sängerin zu werden, meine Wohnung ist ein Traum, in einem guten Wohnbezirk, und ich habe einen Boyfriend – hier ist er, bitte sehr! Ein stattlicher Mann mit grauem Schnurrbart, zwei Meter groß, auch Designer und seine Bude direkt um die Ecke von meiner Arbeit, gerade da, wo das Herz dieser Stadt ist, in Midtown. Zur Legende meines Wohlergehens passte das alles prima.

In Midtown gab es einige solcher einsamen Schönlinge, und allen habe ich der Reihe nach gefallen, einfach weil ich mich gut anziehen konnte, sie waren alle halbamerikanisiert, einerseits zog es sie zu russischen Frauen, andererseits konnte man von denen fast keine mit zu diesen sterbenslangweiligen amerikanischen Partys nehmen, aber auf diesen Partys fand die zentrale Aufteilung des Kuchens statt. Die meisten unserer Mädchen haben ein unabänderlich falsches Aussehen, jedenfalls in den Augen der New Yorker Yuppiemonster. Die haben nämlich einen besonderen Stil, und ich eignete ihn mir schnell an, weil er genauso klasse ist wie ihr Essen.

Yuppies sind echte Robotermenschen. Sie schlafen ungefähr vier Stunden, schlucken morgens ihre Glückspille Prozac und ein ganzes Sortiment von Präparaten für: Appetit, Magen, Schwanzhärte, Mösenlust usw. Von allein geht nichts – alles wird Schritt für Schritt ausgewechselt, wie beim Blechmann. Viele von ihnen sind schwul, aber nicht alle, es gibt auch Heteros.

Überhaupt, dieses New Yorker Manhattan, das ist nicht die Stadt des Siegs der Schwulen, das ist die Stadt des Siegs der weiblichen Idee und, als Resultat dessen, die Stadt der Androgynen: Denn nachdem die männliche Idee besiegt war, ging die weibliche fast umgehend von selbst unter. (Wahrscheinlich war das Berlin von 1939 die Stadt des Siegs der männlichen Idee und es ist schwer zu sagen, welches den unnatürlicheren Anblick bietet, jedoch ist New York nicht so böse und aggressiv, und am Stadtrand bei den Emigranten glimmt sogar noch ein wenig menschliches Leben.)

Ich fange gar nicht erst an, von der Anti-Yuppie-Bewegung zu sprechen, das ist eine Art dissidentischer Gruppe, die auch dieses Experiment zur Errichtung des Glücks (es ist nicht das erste) für gescheitert erklärt und diesem Lieblingsland einen Namen gibt: Konzentrationslager mit verstärkter Fütterung und erzwungenem Shopping. Die Mitglieder dieser Gruppe flüchten aus dem Zentrum nach Queens und Brooklyn oder gleich nach Vermont, Maine. Aber in der Stadt: der reinste Yuppientanz. Mit der Liebe ist es bei den Yuppies ganz schwierig. Niemand lebt mit Yuppie-Weibern. Das geht nicht. Sie sind böse wie Hunde, nicht schön und wissen nicht, dass man Nudeln in kochendes Wasser werfen muss. Mit dreißig sind sie mit Falten übersät, und das trotz ständiger Besuche von Kosmetikstudios, Friseursalons, Psychoanalytikern usw.; sie müssen ja in ihrer Freizeit ständig etwas konsumieren. Kurz, diese Weiber leben mit Vibratoren, und das ist eine ganz eigene Kultur. Einmal schickten mir Freunde, die mich meiner Einsamkeit wegen bemitleideten, einen Katalog. Ira und ich haben ihn lange studiert, da gab es einen Schwanz ›Schwanensee‹ und eine ganze Maschine

›Schmetterling‹, in die die Frau hineingestellt und mit Riemen fixiert wird und dann verwöhnt diese Maschine sie überall, wo ein lebendiger Mann nicht mal rankommt! Am meisten gefiel uns die Werbung vorne drauf: MIT UNSEREN GERÄTEN SCHAFFEN SIE BIS ZU 160 ORGASMEN AM TAG!!!

Für Männer gab es dort auch verschiedene Artikelchen und Gummischönheiten, aber Männer, auch Yuppies, geben lebendigen Frauen den Vorzug und überhaupt dem Heiraten und Sichvermehrten. Sie leben am liebsten gemütlich mit gelben Frauen – Koreanerinnen, Chinesinnen, Vietnamesinnen und Japanerinnen. Diese Oriental Women passen hervorragend in den Yuppietanz. (Ich habe nur nie verstanden, mit wem deren asiatische Männer leben, vielleicht gibt es von denen einfach weniger oder es sind zumindest weniger von ihnen hierher gekommen.) Asiatinnen sind unglaublich stilvoll, weiblich und recht weich, eine Kombination, die funktioniert. Natürlich träumen Yuppies davon, mit Russinnen zusammen zu sein oder mit Spanierinnen (alle Lateinamerikaner werden Spanier genannt, wie alle aus Russland Russen genannt werden, der Sprache wegen) oder mit Schwarzen, aber all diese Frauen leben meistens nur mit den dazu gehörenden Männern, das ist so üblich.

Es ist also klar, dass die russischen Schönlinge, die in diese Monsterwelt geraten und dort Karriere machen, ein Problem haben, sich eine kleine Möse zu angeln, die angenehm für Seele und Körper ist und sich gleichzeitig dafür eignet, ausgeführt zu werden. Ich erinnere mich, wie einer erzählte: »Klar hab ich sie verlassen! Ich hab sie zu einer coolen Party auf der Bleecker mitgenommen, und dieses Dummchen hüllt sich in einen Pelz, als hätte ich sie zu reichen Juden auf die Upper East Side eingeladen! Stell dir vor, alle in Jäckchen, und die steht da im Pelz bis zu den Knöcheln, alle starren sie an, platzen vor Lachen und sagen: ›Wow, it's real fur. You got a real Russian woman!‹ Hätte ich etwa danach noch mit ihr zusammenleben können?«

Dort in New York ist all das wichtig. Hier in Petersburg ist es vielleicht bislang noch leichter, obwohl mich Sachar Michalytsch kürzlich zur Rede stellte: »Sieh mal, wir sind hier im jungen Kapitalismus, du musst wenigstens den Anschein erwecken, dass du dich teuer kleidest, statt einen auf Hippie zu machen.« (Das war seine Reaktion auf ein Armani-Täschchen und ein Tuch von Donna Karan, zwei der teuersten Teile meiner Garderobe.) Aber dennoch hat er mich nicht verlassen! Obwohl ihr Experiment gescheitert ist, ist es den Yuppies gelungen, ihre eigene Kultur zu schaffen: Küche, Kleidung, Musik. Man spricht auch von Literatur, aber das ist Quatsch. Das Buch ist natürlich aus der Yuppiekultur, einer Konsumkultur, ausgeschlossen und vollständig durch Kino, Fernsehen und Computer ersetzt. Sie versuchen den Anschein zu erwecken, sie würden manchmal lesen, aber sie geben sich damit nicht mal viel Mühe. Gewöhnlich wird pro Jahr ein modisches Buch gelesen. Ich glaube, dass Sorokin und Pelewin unsere Yuppie-Autoren sind; die ambitionierte, nicht lesende Jugend beschränkt ihre Lektüre auf diese beiden Kultautoren.

Die Yuppies haben aber eine wunderbare Küche geschaffen, so etwas konnte nur in New York entstehen – eine Mischung der gesündesten und bekömmlichsten Dinge aus den Nationalküchen der Welt (der tragische Versuch der armen Yuppies, ihre sich durch Schlafmangel und Tablettenkonsum rasant verabschiedende Gesundheit zu retten). Die Anti-Küche zu der des untergehenden Roms, wo ebenfalls Essen aus der ganzen Welt zusammenkam, aber das ungesündeste – gebratene Ochsen und Wale, geräucherte Löwen und Tiger ...

Bei uns gab es früher den Koch Michajlow, er trat im Fernsehen auf und erläuterte, dass Brot und Grütze die Grundnahrungsmittel sein sollten. Grütze aus vielerlei Getreide. Aber du bringst keinen Erwachsenen dazu, sich von Brei zu ernähren, der denkt dann, er sei im Kindergarten oder im Altersheim oder im Lager und bekommt das Gefühl, irgendetwas sei im Leben schiefgelaufen. Die Yuppies haben einen Körnersalat entwickelt, warm oder kalt, er besteht aus einem beliebigen Getreide, leicht gekocht, mit Gemüse und verschiedenen Soßen gemischt. Für einen auf Gesundheit achtenden Menschen ist dieses Essen eine geniale Erfindung und man bekommt es in ganz New York in jeder Salat-Bar. Unsere russischen Salate ›Olivier‹ und ›Vinaigrette‹ könnte man auch mit einfachem Reis machen, das wäre genauso lecker wie mit Kartoffeln, wie wir es gewöhnt sind, aber hundertmal gesünder.

Die Yuppies hier, die kranken Blechmänner, Menschen, die heldenhaft ihr Leben und ihre Gesundheit dem Kampf für Genusssteigerung und 160 Orgasmen pro Tag opfern, essen den ganzen Tag lang stoisch die von ihnen erfundenen Salätchen, nur zur Nacht hin beginnt bei ihnen die Hysterie, dass ein weiterer Tag endet und der Genuss nicht gesteigert werden konnte, und dann essen sie eine riesige Pizza oder ein paar scharf gebratene Hühnchen. (Danach Gewichtszunahme, um 6 Uhr morgens ins Fitnessstudio, Tabletten gegen Appetit, dann für Appetit, wieder Hühnchen usw.)... Traurig, meine Herrschaften.

Eine weitere Errungenschaft der Yuppies ist die Leidenschaft für Weltmusik. Überhaupt, das Essen und die Musik sind Stellen, an denen Yuppies und ihre Antipoden, die Hippies, merkwürdig miteinander verschmelzen. Ich glaube, dass Peter Gabriel und sein World of Music Festival ein Produkt der Yuppie-Ära sind.

Und schließlich die Mode. Die Yuppies haben eine minimalistische, absolut bequeme Mode geschaffen. Für Frauen gibt es zwei Varianten. Wenn du sexuelle Ladung mitführen möchtest, Calvin Klein.

Einfarbige, kleine, enge, aber dennoch nicht hautenge Hemdchen, Pullöverchen, Röcklein, Höschen. Genau so, im Stil selbst sind diese Suffixe verankert: nicht Hosen, sondern Höschen. Diese Mode tragen alle Oriental Women, d.h. die Marketenderinnen der Yuppieschwader. Wenn du Eleganz und deine Ruhe möchtest, brauchst du Ellen Fischer: gerader Kittel, Tunika, Toga (Griechenland und Rom), Kimono (Japan). Im Alltag aus Baumwolle, Leinen oder Wolle, an Feiertagen Samt und Seide. In der sexuellen Yuppie-Mode ist Synthetik erlaubt, bei Ellen Fischer – no way!

Ewig gleiche Farben, jedes Jahr dieselben. Ich habe einige Jahre als Koloristin in einer Firma für teure Yuppie-Oberhemden gearbeitet und erinnere mich, wie ein Stylist sagte: »Dieses Jahr fügen wir zum Burgund einen Tropfen Orange hinzu, dann wird es ein wenig wärmer, und ins Grau ein wenig Smaragdgrün ...« Ich fügte mikroskopische Dosen hinzu, ein Laie hätte niemals das eine vom anderen Grau unterscheiden können, aber insgesamt änderte sich die Farbskala kaum wahrnehmbar von Jahr zu Jahr. Nur die Träger dieser Mode bemerkten die zarten Änderungen.

Die Mode der Yuppies übernahm und mochte ich, beide Richtungen. Wann man mit Sex auffahren muss, brachte ich meiner Tochter mit folgender Regel bei: »Sex ist eine Waffe, wie die Kanone im Panzer, du solltest sie immer dabei haben, sie aber erst ausfahren, wenn du kämpfen, wenn du erobern musst, in Friedenszeiten jedoch verhülle sie.« Und wann man einfach nur nett und elegant sein sollte: Zu Zeiten, in denen man nicht allen seine schönen Beine zeigen will, weil es jemanden gibt, bei dem sie manchmal auf den Schultern liegen, und nur

ihm will man sie zeigen ...

Nun gut, ich hatte also bei den wenigen russischen Yuppies einigen Erfolg, und für ein makellofes Emigrantenhäuschen ist ein Yuppie gut. Aber in Jarmola hatte ich mich tatsächlich richtig verliebt, weil er nach Piter roch (ihr wisst noch, nach Schimmel, Sumpf und Stint!), in Wahrheit jedoch war es Gras, dessen Geruch sich kilometerweit um ihn ausbreitete, und sein Gras war beeindruckend, ein richtiger großer Strauch in einem Zellophantütchen, alle holten sich ihr Gras beim Russen Grischa auf der Mercer Street, Jarmola aber bei irgendwelchen entrückten Yuppie-Dealern.

Ich liebte ihn dafür, dass er mein Landsmann aus demselben Torbogen war, für seinen Irrsinn und für sein in Amerika wo auch immer verlorenes Talent. Er war einfach Jarmola – eine Berühmtheit des russischen New York ohne verborgene Schätze. Keine Bilder, Gedichte oder Lieder. Denn was ist schon ein Designer? Etwas ganz und gar Unromantisches ... Jarmola war eine Legende, wie sie im Buche steht, frei von jeglichen materiellen Beweisstücken, und ihn zu lieben war einfach, es war nicht gefordert, etwas zu bewundern, was er gemacht hatte, man konnte einfach ihn bewundern, seine schielenden weintraubengrünen Augen unter schwarzen Brauen, so schön. Und den grauen Pferdeschwanz. Und es war tatsächlich immer so gut, dass ich danach ein paar Tage wie auf Flügeln schwebte, und dann wurde es schon Zeit, vom nächsten Treffen zu träumen.

Aber er liebte mich irgendwie nicht. Das ist mein bitteres Los – ich bin eine Frau, die genau das hervorruft, wie eine Ziege oder Katze, denn ich bin klug, begabt und ziehe mich gut an ... Für manchen natürlich auch begehrenswert: bedeckt mit einer solch makellos weißen Haut, wirkt an mir nichts physisch verstörend. Aber Liebe ist wahrscheinlich eine Art Verstörung, also liebt man mich nicht. Zumindest lieben mich nicht die, die mir gefallen ...

Trotzdem kamen wir irgendwie miteinander aus, und ein paar Mal die Woche beugte er seine grünen Augen über mich, aber eines Tages fand all das ein Ende, merkwürdig und zufällig und ohne dass es einer von uns gewollt hätte, er nicht und ich nicht, so dass ich wieder einmal zugeben musste, dass wir alle hier in diesem Theaterstück nur Regisseure sind, und von Zeit zu Zeit erscheint der Chef.

Neben Kleidung, Essen und Musik erschufen die Yuppies natürlich auch ihren eigenen Einrichtungsstil, meiner Meinung nach einen grauenhaften. All diese schwarz-weißen Gegenstände aus Plastikfurnier (der wissenschaftliche Terminus ist Laminat, damit es nicht ganz so unangenehm klingt) und alle möglichen aluminiumartigen Metalle. Auch minimalistisch, aber hochgradig kalt und synthetisch.

Jarmolas Wohnung sah genau so aus, und auf einem schwarzen Tischchen neben dem Sofa stand eine Lampe aus diversen schwarzen Drähten, eine zerbrechliche und ziemlich scheußliche Konstruktion. Er telefonierte im Schlafzimmer, ich war gerade gekommen und hatte mich mit einer Zeitschrift auf das Sofa gesetzt, stand dann wieder auf, drehte mich dabei ungeschickt um und stieß die unglückselige Lampe auf den Boden. Sie fiel, das muss ich zugeben, ein wenig auseinander. In, sagen wir, fünf Teile. Und hörte auf zu brennen! Jarmola kam aus dem Schlafzimmer gesprungen und schrie los wie ein Wilder: »Du zerschlägst alles, was dir in den Weg kommt! Und wunderst dich, dass ich dich nicht zu Einladungen mitnehme! Ungeschickt wie ein Elefant! Weißt du, wie viel diese Lampe kostet? Weg mit dir, zu des Teufels Mutter!«

Ich stand schweigend auf und band meine Stiefel zu – mir wurde

endgültig klar, dass er mich nicht liebte. Er schrie ungefähr fünf Minuten, ich war schon mit den Stiefeln fertig und ging in den Flur, um mir den Mantel anzuziehen. Jarmola, ein ganz normal aufbrausender Skandaljude, nicht schlimmer als mein Lieblingsopa, der Matrose, der ständig mit Schränken oder ähnlichen Kleinmöbeln warf. Als ich den Mantel anhatte, war er schon auf dem Rückzug und wollte sich rechtfertigen: »O.k., o.k., ist schon gut, zieh deine Stiefel wieder aus. Entschuldige ... entschuldige, ich bin aufbrausend ... Aber weißt du, was diese Lampe kostet? Die kostet dreihundert! Ich muss jetzt eine neue kaufen!! Dreihundert, das ist 'ne Menge Geld!!!«

Den letzten Satz rief er mir schon hinterher, ich hatte den Mantel angezogen und rannte schnurstracks aus der Wohnung. Eigentlich sollte mich das Gezeter, dass dreihundert Dollar viel Geld seien, dazu bringen, dass ich zurückgehe und dem von ihm inszenierten hysterischen Anfall mit Verständnis begegne. In der Tat sind alle meine Männer gute Menschen, aber ich bin, abgesehen von meiner Ungeschicklichkeit, auch noch eine totale Zicke und Egoistin. Mir tat es überhaupt nicht leid um ihn und ich wollte auch nicht zurück. Ich ging aus dem Haus und beschloss, nie mehr dorthin zu gehen, in die 27. Straße Ecke Dritte Avenue, Wohnung Nr. 17. Man liebt mich dort nicht, also gibt es keinen Grund, dorthin zu gehen. Schließlich ist die Stadt voll von Männern, und so einen, der mich nur mit seinen halbgeschlossenen grünen Augen durchfickt und ansonsten bei nichts im Leben hilft, find ich mir überall. Nun, direkt um die Ecke auf der 14. Ecke Vierte wohnt zum Beispiel genau so einer ...

Um die Ecke wohnte genau so einer. Um die Ecke wohnte Kolja Rjumin. Kolja war Moskauer, Russe durch und durch. Einst war er auf dem Rücken einer finnischen Frau in den Westen geritten. Er war Designer, nicht schlechter als

Jarmola, auch vom Aussehen nicht schlechter. Rote Haare und rote Haut, ein echter Cowboy, mir gefallen die sehr, sowieso, mir gefallen ja so einige Männer. Kolja seinerseits war von mir völlig begeistert, wir hatten mal kurz etwas miteinander gehabt, aber ich war ihm nach drei Tagen davongelaufen, er schien mir ein meckernder Langweiler und Geizhals zu sein, eine echte Witzfigur; beim ersten Treffen hatte er gesagt: »Also Mädels, ich hab dich mit Bier abgefüllt, jetzt gehen wir und du besorgst es mir, sonst hab ich mich umsonst in Unkosten gestürzt.«

Die ganze Romantik tot! Und danach war er auch noch verärgert, dass ich nicht sein Girlfriend sein wollte.

Aber nun erinnerte ich mich an ihn und dachte, dass Jarmola auch nicht besser war, dass überhaupt all die Typen hier in Manhattan die reinsten Wichser sind, alle gleich, also kann ich auch zu Kolja gehen. Ich will überhaupt keine Liebe mehr, nur noch zynischen Sex. Kolja war nach wie vor allein und hatte, wenn wir uns trafen, jedes Mal versucht mir den Hof zu machen.

Am nächsten Tag rief ich ihn gleich morgens an: »Tag, Koljenka. Hör mal, wenn du noch möchtest, dass ich dein Girlfriend bin, los dann, ich komme zu dir, wir vögeln und dann sehen wir weiter.«

Die Antwort – Schweigen. Dann ein langer Atemzug: »Julia, ich bin 49, ich will nicht, dass die Leute in dieser Stadt über mich lachen ...«

»Kolja, was redest du, bin ich eine Nutte oder was? Du weißt doch, dass ich ehrlich bin!«

»Du bist ehrlich, und heute schläfst du ehrlich mit mir. Und morgen steigt dir deine Pisse zu Kopf und du gehst ehrlich weg, zu Wasja, Petja, Grischa ... Ich bin 49 und will kein lächerlicher Sack sein.«

Darauf blieb nichts zu sagen. »Okay, Kolja. Du hast recht, aber dann lass uns doch einfach nur vögeln, lass uns unser Verhältnis verbergen! Wir können uns doch heimlich treffen! Dann bist du auch kein lächerlicher Sack.«

»Ich bin 49 (zum dritten Mal wiederholte dieser Langweiler das!), und ich möchte eine Frau haben, mit der ich mich nicht heimlich treffen muss, ich möchte ein normales Girlfriend haben und völlig offen mit ihr überall hingehen können. Du lenkst Schande auf mein Haupt, zu alt bin ich für dich, meine Gute.«

Es blieb nichts zu sagen.

Am nächsten Tag schrie Ira mich an: »Das hast du also gesagt: ›Tagkoljalosichkommzudirvögeln!‹ Na super! Wie in dem Witz: ›Komm ficken auf den Heuboden, Mädchen!‹ ›Hab die zarte Andeutung verstanden, ich komme!‹. Was drängst du dich denn auf wie ein Landungstrupp? Wie eine Spezialeinheit der Polizei! Ein Mann braucht Handlungsspielraum, er braucht Luft! Du hast nicht für einen Heller Fingerspitzengefühl. Woher kommt diese russische Offenherzigkeit in dir? Woher bitte in dir?«

Ich brummelte verärgert vor mich hin, dass ich niemanden überfallen hätte, weshalb solle man Zeit für leere Gespräche vergeuden, ich sei alles andere als ein Landungstrupp, und, klar, sie habe es schließlich einfach mit ihrer Nase ... Alles war wie immer. Und wie immer rief ich ein paar Tage später mit einem von Ira und mir speziell ausgearbeiteten Verführungsplan bei Kolja an und erklärte unschuldig, dass ich in der Textilbranche aufhören und mich

als Illustratorin versuchen wolle. Kurz, ob ich wohl mal bei ihm vorbeikommen und ihm meine Grafikmappe zeigen könne. »Klar«, sagte er, »kannst du!« Ich erschien bei ihm in der 14. Straße. In seiner Wohnung standen genau dieselben Möbel wie bei Jarmola. Kolja war noch mit etwas beschäftigt und meinte, ich solle mich kurz auf das Sofa setzen und eine Zeitschrift anschauen. Neben dem Sofa stand auf genau so einem Tischchen genau so eine Lampe.

»Da setze ich mich nicht hin.« »Was ist denn los?« »Ich hatte einen Boyfriend, hier ganz in der Nähe um die Ecke, bei dem habe ich genau so eine Lampe zerstört, und er hat einen solchen Skandal heraufbeschworen, dass ich ihn verlassen musste. Er schrie, dreihundert kostet diese Lampe ...«

Kolja lachte: »Jarmola, oder?« »Was hat Jarmola damit zu tun? Nein, ein anderer.« »Zick doch nicht rum. Um die Ecke und genau solche Möbel, das ist Jarmola, wer sonst. Das passt zu dir, du bist echt mit jedem Penner zusammen. Jarmolas Geiz hat Limonow schon vor hundert Jahren beschrieben. Setz dich ruhig hin, keine Angst, ich werde dir wegen so einer Lampe keinen Skandal machen, dreihundert Dollar, klar, das ist Geld, aber nicht genug, um ein liebes Mädchen anzubrüllen.«

Tatsächlich ist Jarmola ein Held in einer von Limonows Erzählungen über Geiz bei verschiedenen Völkern. Er ist einer der Helden in der Novelle über jüdischen Geiz, aber nicht der Hauptheld, nur ein zweitrangiger, bar jeglicher Laster und Schwächen. Sie alle, Kolja und Jarmola und Limonow, lebten in diesem Dorf, im russischen New York, schon zwanzig Jahr vor unserer Ankunft und standen durch nicht nachvollziehbare gemeinsame Arbeiten, Besäufnisse, Rumhurereien und so weiter miteinander in Verbindung. Mit unserer Ankunft wuchs das Dorf nun bald zur Größe einer Stadt wie Kasan an, aber die Verhältnisse blieben trotzdem wie auf dem Dorf.

Kolja war sehr lieb, widerstand allerdings allen Verführungsversuchen,

so gut er konnte, führte mich auf die Straße und lud mich zum Bier ein, er stürzte sich sogar wieder in Unkosten, aber diesmal andersrum, nicht, um mich in seine Bude zu locken, sondern um mich aus ihr hinauszulocken. Doch dieses Mal war alles durchdacht, ich legte im Flur absichtlich etwas über meine Mappe und als es Zeit war, aus Koljas Lieblingskneipe direkt nach Hause zu fahren, war klar, dass ich unbedingt noch mal mit nach oben gehen musste. Natürlich durchschaute Kolja alles, doch er wurde nicht böse und fand sich mit seinem Schicksal ab.

»Du bist durchtrieben, Julka. Das hast du doch extra gemacht!«

»Nein, ich bin nicht durchtrieben, ich bin einfach zerstreut.«

»Ja, natürlich. Na gut, geh schon, zieh dich aus und leg dich hin. Blöd, dass ich morgen um sieben Uhr aufstehen muss. Ich gehe Skifahren, tut mir leid, dass ich dich dann wecken muss ...«

Kolja war total amerikanisiert und unglaublich sportlich, er lief Alpin-Ski und ging auf Paddeltouren. Von Zeit zu Zeit konnte man sogar Geschichten dieser Art hören: »Ich geh so die Fünfte Avenue lang, vor mir mit Gekreis und Geschrei, eine Horde Teenager auf Rollerblades aus dem Central Park, weißt du, abends fahren die in Pulks die Fünfte Avenue entlang, alle in diesen idiotischen Rollerblade-Anzügen, knallbunt, und schreien wie aufgeschlitzt. Und rate mal, wen ich da unter diesen minderjährigen Idioten sehe? Kolja. Unser Kolja höchstpersönlich schießt wie ein Pfeil an mir vorbei, rot und verschwitzt, und johlt mit allen zusammen. So ein Penner ...«

Doch Kolja war an diesem Tag gut zu mir, und ich beschloss, auch gut zu sein und mir, bevor ich mit ihm ins Bett stieg, die Füße zu waschen. Es kommt vor, dass du dich mit einem Mann ins Bett legst, und später sind deine Füße auf einmal irgendwo direkt an seinen Wangen, und dann ist es unangenehm, wenn sie nicht gewaschen sind. Meine zum Beispiel waren den ganzen Tag in Stiefeln durch die Stadt gegangen. Ich ging also ins Bad, ich war zu faul, um zu duschen, aber die Füße steckte ich einen nach dem anderen ins Waschbecken und seifte sie ein. All das tat ich ausschließlich aus Rücksichtnahme und Respekt für Kolja.

Die Waschung des ersten Fußes glückte, doch als der zweite dran war, brach völlig unerwartet ein Stück vom Waschbecken ab und flog runter, wobei es auf dem Weg ein Stück meiner Ferse abschnitt. Vom Blut rosa gefärbtes Wasser floss auf den Boden. Schon seit langem war ein Sprung in diesem Waschbecken gewesen ... Ich schrie auf, und Kolja benahm sich wie ein echter Mann. Zunächst stellte er das Wasser ab. Dann verband er meinen Fuß. Erst danach erlaubte er sich zu bemerken, dass ein neues Waschbecken nicht dreihundert Dollar kostet. Auweia, auch nicht siebenhundert, nein, einen ganzen Riesen ...

Ich war erschlagen. »Siehst du? Erst die Lampe, jetzt das Waschbecken ... Diese kleinen bösen Geister machen mich schwindlig.«